

Der große *Sunday Times*-Bestseller

Dolly Alderton

»So wahr, dass man vor lauter
Zustimmung beim Nicken
Nackenschmerzen bekommt.«

GRAZIA

»Eine urkomische und absolut
treffende Geschichte über das
Leben mit Anfang dreißig.«

The Guardian



Roman

Gespenster

Atlantik

A

Der große *Sunday Times*-Bestseller

Dolly Alderton

»So wahr, dass man vor lauter
Zustimmung beim Nicken
Nackenschmerzen bekommt.«

GRAZIA

»Eine urkomische und absolut
treffende Geschichte über das
Leben mit Anfang dreißig.«

The Guardian



Roman

Gespenster

Atlantik

A

A

Dolly Alderton

Gespenster

Roman

Aus dem Englischen von Eva Bonné

Atlantik

Für Mum und Dad, weil ihr nie verschwunden seid

Prolog

Am Tag meiner Geburt, dem 3. August 1986, war »The Edge of Heaven« von Wham! auf Platz eins der Charts. Seit ich denken kann, ist es eine jährlich wiederkehrende Tradition, das Lied an diesem Tag sofort nach dem Aufwachen und möglichst laut zu hören. Wenn ich an die Geburtstage meiner Kindheit zurückdenke, habe ich sofort George Michaels trotziges »yeah, yeah, yeah« im Ohr: Ich hopse im Pyjama durch das Bett meiner Eltern, zum Frühstück gibt es Toast mit Zuckerstreuseln. Das Lied erklärt auch meinen zweiten Vornamen: Nina George Dean. Als Teenie fand ich ihn unendlich peinlich. Mit den flachen Brüsten und dem markanten Kinn wirkte ich auch so schon männlich genug, es wäre gar nicht nötig gewesen, mich nach einem alternden Popstar zu benennen. Doch das, was wir in der Kindheit als beschämende Abweichung von der Norm empfinden, trägt im Erwachsenenalter nicht selten zu einem interessanten und bunten Lebenslauf bei. Der ungewöhnliche zweite Vorname, das am Geburtstagsmorgen dick mit Margarine bestrichene und in Hunderte, Tausende Streusel getunkte Toastbrot – all das hatte sich zu meinem persönlichen und einzigartigen Gründungsmythos zusammengefügt. Eines Tages würde ich ebenso stolz wie verwundert im Radio darüber reden, und

die Leute würden gebannt zuhören. Beschämendes Außenseitertum + Zeit = fesselnde Exzentrik.

An meinem zweiunddreißigsten Geburtstagsmorgen am 3. August 2018 putzte ich mir die Zähne und wusch mir das Gesicht, während »The Edge of Heaven« aus den Boxen im Wohnzimmer dröhnte. Ich würde den Tag allein verbringen und tun und essen, worauf ich Lust hatte. Zum Frühstück gab es ein pochiertes Ei auf Toast. Im Alter von zweiunddreißig Jahren kann ich selbstbewusst verkünden, dass ich drei Sachen perfekt beherrsche: zu jedem Termin und jeder Verabredung pünktlich und mit einem Puffer von fünf Minuten zu erscheinen; in Gesellschaft mein Gegenüber mit Fragen zu füttern, damit die Person das Reden übernimmt (*Bist du eher introvertiert oder extrovertiert? Lässt du dich von deinem Kopf oder eher vom Herzen leiten? Hast du schon mal was in Brand gesteckt?*); und das perfekte Ei zu pochieren.

Ich griff zum Handy. Meine Eltern hatten mir ein lachendes Selfie geschickt und wünschten mir alles Gute zum Geburtstag. Meine beste Freundin Katherine hatte ihre kleine Tochter Olive gefilmt, wie sie »Happy Birthday, Tante Niino« sang (sie konnte meinen Namen immer noch nicht richtig aussprechen, obwohl ich es oft mit ihr geübt hatte). Von meiner Freundin Meera bekam ich das GIF einer langhaarigen, sehr teuer aussehenden Katze mit Martini in der Pfote. Die Nachricht darunter lautete: »KANN DEINE PARTY HEUTE ABEND GAR NICHT ERWARTEN, GEBURTSTAGSKIND!!!!«, was bedeutete,

dass sie auf jeden Fall vor elf im Bett liegen würde. So läuft das immer, wenn junge Mütter sich zu sehr auf einen freien Abend freuen – sie verausgaben sich durch hohe Erwartungen, ziehen mit einem zum Scheitern verurteilten Amüsierwillen los, bekommen Lampenfieber und gehen am Ende nach zwei Bier heim.

Ich lief nach Hampstead Heath, um ein bisschen im Ladies' Pond zu schwimmen. Nach der dritten Runde setzte ein unaufdringlich leichter Sommerregen ein. Ich liebe es, bei Regen zu schwimmen, und ich wäre noch viel länger im Wasser geblieben, hätte die matronenhafte Bademeisterin mich nicht aufgefordert, den Teich »aus Sicherheitsgründen« und zum »Schutz meiner Gesundheit« zu verlassen. Ich sagte ihr, ich hätte Geburtstag, als könnte mir die Information eine inoffizielle Bonusrunde verschaffen. Aber sie wies mich darauf hin, dass ich im Wasser vom Blitz erschlagen und »wie eine Scheibe Speck« gebraten würde, und sie habe keine Lust, hinterher die Sauerei wegzumachen, »ob Sie heute Geburtstag haben oder nicht«.

Nachmittags war ich wieder zu Hause in meiner neuen – und ersten eigenen – Wohnung, einem kleinen Zweizimmerapartment im ersten Stock einer viktorianischen Villa in Archway. Die Maklerin hatte die Immobilie generös als »gemütlich, individualistisch und renovierungsbedürftig« beschrieben. Der Teppich hatte die Farbe von Instantkaffeekörnchen und fühlte sich auch genau so an, im apricot gekachelten Bad gab es ein

stillgelegtes Bidet, und in der Kiefernholzküche waren zwei Schranktüren kaputt. Ich war überzeugt, dass ich für die Modernisierung bis an mein Lebensende würde arbeiten müssen, aber wenn ich morgens die Augen aufschlug und die verkrusteten Putzwirbel unter der Decke sah, war ich jedes Mal überglücklich. Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal eine Immobilie in London besitzen würde, und dass der Wunschtraum sich erfüllt hatte, machte sie zur schönsten Wohnung aller Zeiten.

Ich hatte zwei Nachbarn. Über mir wohnte eine ältere Witwe namens Alma, deren Treppenhausgeplauder über erfolgreiche Tomatenzucht auf dem Fensterbrett ebenso reizend war wie ihre großzügigen Spenden von selbstgemachten Kibbeh. Im Erdgeschoss lebte ein Mann, dem ich noch nie begegnet war, obwohl ich nun seit Monaten hier wohnte und mehr als einmal versucht hatte, mich vorzustellen. Ich ging runter und klopfte an, aber nichts passierte. Alma sagte, auch sie habe noch nie mit ihm gesprochen, allerdings habe sie sich einmal mit seiner Mitbewohnerin über die Stromzähler im Haus unterhalten. Ich hörte ihn immer nur - er kam abends um sechs von der Arbeit und war mehr oder weniger leise, bis er dann gegen Mitternacht etwas kochte und dabei fernsah.

Für die Anzahlung hatte ich mein Erspartes zusammengekratzt, außerdem bekam ich Tantiemen für mein erstes Kochbuch *Taste* und hatte für das zweite, *The Tiny Kitchen*, einen Vorschuss erhalten. *Taste* war eine Sammlung von Rezepten, zu denen mich die

Essensgewohnheiten meiner Familie, meine Freundschaften, meine einzige Langzeitbeziehung, meine Reisen und meine Lieblingsköche inspiriert hatten. Zwischen den Rezepten erzählte ich abschnittsweise meine Lebensgeschichte. Die Grundaussage war, dass ich mich über meine kulinarischen Vorlieben selbst kennengelernt hatte. Erst auf diesem Umweg hatte ich erfahren, was ich im Leben wollte und brauchte. In *Taste* schilderte ich, wie ich mein Hobby - private Koch-Events an Abenden und Wochenenden - und meinen Job als Englischlehrerin unter einen Hut gebracht und dann eines Tages genug gespart hatte, um mich als Food-Journalistin selbstständig zu machen. Es ging darin auch um die Beziehung mit Joe, meinem ersten und einzigen Freund, und um unsere einvernehmliche Trennung. Er hatte nichts dagegen gehabt, dass ich über ihn schreibe. Das Buch wurde ein Überraschungserfolg und handelte mir eine eigene Kolumne in einer Zeitungsbeilage ein, dazu noch ein paar Werbedeals mit Lebensmittelherstellern (schlecht fürs Seelenheil, aber sehr gut für mein Bankkonto) und einen zweiten Buchvertrag.

The Tiny Kitchen war gerade fertig geworden. Das Buch handelte von der Zeit, als ich nach der Trennung von Joe in ein Einzimmerapartment ohne Vorratskammer gezogen war, und davon, wie es sich dort gekocht hatte. Der Herd war so klein wie ein Spielzeug gewesen und hatte nur eine einzige Kochplatte gehabt. In Gedanken war ich schon bei meinem dritten Buch, für das ich noch einen Titel suchte.

Es würde vom Kochen und Essen nach Jahreszeiten handeln und befand sich noch in der Entwicklungsphase. Meine jahrelange Erfahrung als Autorin hatte mich gelehrt, dass ein Text dann am besten war, wenn er noch nicht mehr war als eine Idee und deshalb perfekt.

Ich ließ mir eine Wanne ein und schmiss eine alte, heißgeliebte iTunes-Playlist an, die ich in meinen Zwanzigern oft gehört hatte. Ursprünglich hatte sie »Auf in den Kampf« geheißen, aber vor ein paar Jahren hatte ich sie in »Gute alte Zeit« umbenannt, um meine Entwicklung weg von körperlicher Enthemmung hin zum achtsamen und wohlüberlegten Vergnügen zu dokumentieren. Ich hatte sie in meinem ersten Jahr an der Uni zusammengestellt und regelmäßig gehört, wenn ich mich abends fertig machte. Die Lieder begleiteten eins nach dem anderen mein Ritual der Verweiblichung, wie ich es seit fünfzehn Jahren befolgte: Haare waschen und kopfüber trocken föhnen, um einen Volumenzugewinn von mindestens zehn Prozent zu erzielen; Oberlippe enthaaren; zwei Schichten Mascara auftragen; einen zweiten Drink zu sich nehmen; zwei Spritzer Parfum in die Luft geben und durch die Wolke schreiten. Wenn das vorletzte Stück lief (»Nuthin' but a ›G‹ Thang«), stand das Taxi schon vor der Tür, während ich mir über der Küchenspüle die Waden mit einer Einwegklinge zerschnitt, weil ich vergessen hatte, sie unter der Dusche zu rasieren.

Inzwischen waren meine Haare wieder naturbraun und schulterlang. Vor einiger Zeit hatte ich mir einen Pony

schneiden lassen, um die ersten Fältchen an meiner Stirn zu verdecken. Sie waren hauchzart wie bei zerknitterten Taschentüchern, aber in meinen Augen sichtbar genug, um versteckt zu werden. Mit dem Make-up musste ich mich glücklicherweise nicht lange aufhalten; im Grunde hatte es nie zu meinem Gesicht gepasst. Ich war glücklich darüber, schließlich kostete mich das Föhnen und Rasieren schon genug Zeit und verursachte mir darüber hinaus Schuldgefühle, weil ich es irgendwie unemanzipiert fand, genau wie mein totales Desinteresse an Handwerksarbeiten und Sport. Wenn ich mich besonders verzweifelt fühlte, rechnete ich mir manchmal aus, wie viele Minuten meiner verbleibenden Lebenszeit ich, sollte ich fünfundachtzig werden, damit verbringen würde, die Härchen von meiner Oberlippe zu zupfen, und anschließend stellte ich mir vor, wie viele Fremdsprachen ich in derselben Zeit hätte lernen können.

Zu meiner Geburtstagsparty trug ich ein hochgeschlossenes schwarzes Kleid mit tiefem Rückenausschnitt. Ich verzichtete auf den BH, allein um damit anzugeben, dass ich keinen brauchte, was aber nur ein schwacher Trost dafür war, so kleine Brüste zu haben. Inzwischen machte mir das allerdings nichts mehr aus, meinem Körper gegenüber war ich mehr oder weniger gleichgültig geworden. Ich benötigte eine ärgerliche Kleidergröße L bei einer Größe von einem Meter dreiundsechzig. Ich war froh, dass dicke Hintern wieder in Mode waren, und hatte nicht ohne Stolz ermittelt, dass sie

auf den gängigen Pornoseiten mindestens zwei eigene Unterkategorien besetzt hielten.

In diesem Jahr hatte ich gewisse Leute absichtlich nicht eingeladen, vor allem meinen Exfreund Joe nicht. Ich hätte mir gewünscht, dass er dabei wäre, aber in dem Fall hätte ich auch seine Freundin Lucy einladen müssen. Lucy war harmlos, sah man von der Tatsache ab, dass sie eine Handtasche in der Form eines Stiletto besaß. Aber sie litt unter dem dauerhaften Eindruck, zwischen uns müsste etwas geklärt werden. Wenn sie ihre drei Gläser Spezialrosé intus hatte (»Ist der auch *blush*?«, fragte sie den genervten Barmann und war damit an diesem Abend die hundertvierunddreißigste Frau mit derselben Frage), war es Zeit für eine Aussprache. Sie wollte wissen, ob ich ein Problem mit ihr hätte oder ob unser Verhältnis angespannt sei. Sie erzählte mir, wie wichtig ich für Joe sei und wie viel ich ihm bedeutete. Sie umarmte mich immer wieder und betonte mehrmals, sie hoffe doch sehr, wir könnten Freundinnen sein. Sie war seit über einem Jahr mit Joe zusammen, und ich hatte sie schon mindestens fünfmal gesehen, dennoch schien sie es für nötig zu halten, mich bei Gruppentreffen in eine stille Ecke zu ziehen und Dinge zu klären. Ich hatte mich oft gefragt, warum sie das tat, und ich war zu dem nachsichtigen Schluss gekommen, dass sie wahrscheinlich zu viele geskriptete Reality-Shows gesehen hatte. In ihren Augen war eine Party erst dann eine Party, wenn sich zwei Frauen in Schößchenkleidern gegenüberstanden, einander die Hände reichten und Sätze

sagten wie: »Seit du mit Ryan geschlafen hast, kann ich nicht mehr mit dir befreundet sein, aber ich werde dich immer lieben wie eine Schwester.«

Ich hatte ungefähr zwanzig Gäste in den Pub eingeladen, hauptsächlich Freunde von der Uni oder noch aus Schulzeiten. Ein paar ehemalige Kollegen waren auch dabei, und Leute, mit denen ich gerade beruflich zu tun hatte. Außerdem noch einige Menschen, die ich genau zwei Mal im Jahr sah, auf ihrer Geburtstagsparty und auf meiner, und mit denen es eine unausgesprochene Vereinbarung auf Gegenseitigkeit gab: Wir wollten die Freundschaft nicht ganz aufgeben, hatten aber absolut keine Lust, über die zwei jährlichen Treffen hinaus Zeit zu investieren. Das Arrangement fand ich ebenso traurig wie tröstlich.

Der Form halber waren Lebenspartner und Ehegatten mit eingeladen, die meisten davon bemühte, aber wenig charismatische Männer. Die Hoffnung auf interessante Gespräche mit ihnen hatte ich längst aufgegeben. Ich wusste, sie würden in einer Ecke sitzen, Bier trinken und jedes Mal »Herzlichen Glückwunsch!« rufen, wenn sie mir auf dem Weg zum Klo begegneten, und irgendwann würden sie müde und weinerlich werden und ihre Freundin oder Frau zum Gehen überreden. Ich war fasziniert von den Männern, die meine Freundinnen sich ausgesucht hatten, vor allem von der Art und Weise, wie sie untereinander kommunizierten. Als ich noch mit Joe zusammen war und wir uns in der Gruppe trafen, taten sich die Freundinnen

und Frauen in kriegerischer Euphorie zusammen. Wir erzählten, hörten zu und lernten einander kennen, und jedes Mal wenn wir uns bei den Verabredungen unserer Männer begegneten, kamen wir uns ein bisschen näher. Im Laufe der Jahre habe ich beobachtet, dass die zu einer Party mitgeschleppten Männer sich genau gegenteilig verhalten. Ich habe immer wieder erlebt, dass die meisten Männer ein Gespräch nur dann für gut halten, wenn sie mit Fakten oder einem Spezialwissen glänzen können, das den anderen fehlt, oder wenn sie interessante Anekdoten erzählen oder jemandem Tipps und gute Ratschläge zu einem anstehenden Vorhaben geben können. Ganz generell würde ich behaupten, dass sie in einer Unterhaltung ihre Duftmarken setzen wollen, wie ein Hund gegen einen Baum pinkelt. Wenn sie an einem Abend mehr Neues erfahren als verbreitet haben, geht es ihnen schlecht, gerade so, als wäre die Party ein Fehlschlag oder sie selbst wären nicht in Form gewesen.

Am liebsten sind ihnen Momente banaler Übereinstimmung. Ich habe das bei ausnahmslos jeder Geburtstagsfeier meiner Freundinnen beobachtet. Die Männer suchen nach ähnlichen Gedanken und Erfahrungen, um sich einem Mit-Mann verbunden zu fühlen, ganz ohne ihn mühsam kennenlernen oder verstehen zu müssen. *Oh, mein Bruder hat auch in Leeds studiert. Wo hast du gewohnt? MEINST DU DAS ERNST, o Gott, okay, also du kennst doch die Silverdale Road beim Studentenwohnheim? Also, links davon. Da war das. Die*

Freundin von einem meiner Kommilitonen hatte da eine Wohnung. Die Welt ist ja so klein! Warst du schon mal in dem Pub an der Ecke? Im King's Arms? Nein? Oh, du solltest mal hingehen, der ist echt super, ein toller Pub.

Ich konnte mich nur für einen einzigen der mitgebrachten Partner begeistern, Gethin, der seit Jahren mit meinem Studienfreund Dan zusammen war. Die beiden standen mir sehr nah, mit ihnen hatte ich die wildesten Partys und die phantastischsten Urlaube erlebt, auch wenn sie mich in der letzten Zeit ehrlich gesagt enttäuschten. Ich hatte immer geglaubt, auf Dan und Gethin sei in Sachen Traditionsbruch Verlass, aber langsam erschien mir ihr Lebenswandel beispiellos bieder. Sie hatten ihre Beziehung »geschlossen«, was ich ernüchternd fand. Ihre sexuellen Eskapaden hatten den Stoff für urkomische Anekdoten geliefert, außerdem waren sie das einzige mir bekannte Beispiel für eine geglückte offene Beziehung. Doch irgendwann hatten sie einen unglaublich komplizierten Konsumplan entwickelt, der vorsah, dass sie nur an jedem zweiten Wochenende Alkohol trinken durften und unter der Woche gar keinen. Sie gingen immer seltener aus, weil sie ständig auf diese oder jene Anschaffung sparten. Vor Kurzem hatten sie den Adoptionsprozess begonnen und eine Dreizimmerwohnung in Bromley gekauft.

Dan und Gethin kamen, tranken jeweils zwei Gläser Limonade, erzählten von dem Albtraum, den sie gerade durchmachten – der Baum eines Nachbarn wucherte bis auf ihr Grundstück –, und verabschiedeten sich vor acht,

um »gen Bromley« aufzubrechen. Aus ihrem Mund klang es wie eine Reise nach Mordor.

Die Gäste hatten äußerst passende Geschenke mitgebracht, was mir bewies, dass sich meine Persönlichkeit auf eine gelungene und unmissverständliche Weise in meinem Lebenswandel und meinen geschmacklichen Vorlieben spiegelte. Ich bekam eine frühe Ausgabe der *Whitsun Weddings* von Philip Larkin, eine scharfe Spezialsauce, die ich sehr mag und die es nur in Amerika gibt, und einen Chinesischen Geldbaum, der sich als Einzugsgeschenk ebenso eignete wie als Glücksbringer für mein neues Buch. Das einzige unpassende Geschenk stammte von meiner ehemaligen Schulleiterin, die eingerahmte Illustration einer Hausfrau aus den 1950er Jahren beim Geschirrspülen. Die Bildunterschrift lautete: *Wenn Gott gewollt hätte, dass ich den Abwasch mache, hätte er Diamanten in der Spüle versteckt!* Nicht zum ersten Mal hatte ich ein Geschenk dieser Art bekommen; ich schob es auf mein verlängertes Singledasein plus meine Vorliebe für Wodka-Martinis. Anscheinend glaubten die Leute, ich hätte Verwendung für kitschige, spöttische Vintage-Slogans über Frauen, die trinken oder verzweifelt oder kinderlos oder süchtig nach Schokolade oder Shopping sind. Ich bedankte mich.

Eddie und Meera boten mir Kokain an, denn sie waren fest entschlossen, aus ihrem »ersten kinderfreien Abend seit achtzehn Monaten« das meiste herauszuholen. Meera hatte Schwangerschaft und Entbindung hinter sich

gebracht und gerade mit dem Stillen aufgehört, was bedeutete, dass sie sich bis oben mit Alkohol abfüllen konnte, ohne das Baby zu gefährden. Beide hatten ein gieriges Flackern in den Augen, wie ich es auch schon bei anderen jungen Eltern am ersten kinderfreien Abend gesehen hatte. Das Kokain lehnte ich höflich ab. Ich hatte nichts dagegen, dass sie auf meiner Party koksten, aber mir war bewusst, wie lang und breit Meera sich über die Elternzeit auslassen würde, sobald sie high war. Ihre Lieblingsphrase war »die starren patriarchalischen Strukturen der Elternschaft«. Eddie trat unruhig von einem Bein aufs andere, weil er sich nicht entspannen konnte, und beide fingen immer wieder von Glastonbury an, als hätten sie das Festival persönlich erfunden.

Meine einzige Singlefreundin Lola nahm mich beiseite und erklärte nervös, sie fühle sich von den anwesenden Paaren verurteilt und ignoriert. Sie trug roten Lippenstift und eine merkwürdige Hochsteckfrisur. Die eine Hälfte der gewellten Strähnen war aufgedreht, die andere hing offen herunter, fast wie bei einer Richterperücke. So sah sie nur aus, wenn sie sehr verkatert war und etwas gutzumachen hatte. Sie räumte ein, ihre Nacht sei ziemlich heftig gewesen; ein Date, das um sieben in einem Pub am Kanal begonnen hatte und dann ins Restaurant und anschließend in eine Bar und dann in eine zweite Bar verlagert wurde, hatte gegen drei bei ihr zu Hause geendet. Ganz offensichtlich hatte sie nicht geschlafen. Lola war Eventmanagerin, wobei ich sie zu der Zeit eher als

freiberufliche Daterin bezeichnet hätte. Sie war seit zehn Jahren Single und verzweifelt auf Beziehungssuche. An der Uni waren wir beste Freundinnen gewesen, und niemand in unserem großen Bekanntenkreis konnte verstehen, warum sie mit den Männern nie über eine Handvoll Treffen hinauskam. Sie war charmant, lustig und schön. Sie hatte sich bei der Verteilung der guten Gene rücksichtslos vorgedrängelt und nicht nur riesige Brüste geschenkt bekommen, sondern riesige Brüste, die keinen BH brauchten. Sie erzählte mir, sie könne sich wegen des Dates am Vorabend »die Haare raufen«. Ich scherzte, dass ihre Frisur in dem Fall doch recht gut zu ihrem Gefühlszustand passte, woraufhin sie ankündigte, mit der U-Bahn nach Hause zu fahren. Ich sagte, dass Eddies kleiner Bruder jeden Moment kommen würde: sechszwanzig, Single und angehender Tiermediziner. Lola sagte, vielleicht bleibe sie noch auf einen letzten Prosecco.

Meine älteste Freundin Katherine, die ich seit meinem ersten Tag in der weiterführenden Schule kenne, wollte wissen, was ich mir vom neuen Lebensjahr erwarte. Ich sagte, ich sei bereit, jemanden kennenzulernen, worauf sie mit ungezügelter Freude reagierte. Vermutlich glaubte sie, meine Entscheidung, mir endlich einen Freund zu suchen, käme der lange vorenthaltenen Billigung ihrer Heirat und Familiengründung gleich. Mir war aufgefallen, dass viele Menschen Anfang dreißig dazu neigen: Sie fassen jede Entscheidung, die man für sich persönlich trifft, als Kritik

an ihren Lebensumständen auf. Wenn man Labour wählt und sie die Liberal Democrats, glauben sie, man tue das nur, um sie und ihre politische Haltung vorzuführen. Wenn sie in einen Vorort ziehen und man selbst lieber in der Stadt wohnen bleibt, nehmen sie an, man wolle ihnen beweisen, wie viel glamouröser man ist. Katherine hatte mit Mitte zwanzig ihren Mann Mark kennengelernt und war zur Monogamie übergelaufen, und seither wollte sie, dass alle anderen sich anschlossen und es ihr gleichtaten.

Seit meiner Trennung von Joe vor zwei Jahren war ich inaktiver Single – einer, der nicht auf Verabredungen geht. (Wir waren sieben Jahre lang ein Paar gewesen und hatten vier davon zusammengewohnt, sodass unser Leben und unsere Freundeskreise mehr oder weniger deckungsgleich gewesen waren. Irgendwann hatte er angefangen, Sachen zu sagen wie »Hallöchen« statt Hallo oder »Gesichtsbuch« statt Facebook.) Nach der Trennung versuchte ich, den vielen Sex nachzuholen, den ich zwischen zwanzig und dreißig nicht gehabt hatte, und ließ es ein halbes Jahr lang richtig krachen. In meinem Fall hieß das, dass ich mit drei verschiedenen Männern schlief und jeden einzelnen zu meinem nächsten festen Freund machen wollte. Nachdem ich mir eine Selbstdiagnose als liebessüchtig gestellt hatte, beschloss ich, vor meinem dreißigsten Geburtstag auf kein Date mehr zu gehen und herauszufinden, was es heißt, Single zu sein. So kam es, dass ich zum ersten Mal überhaupt allein wohnte und reiste und nebenbei den Übergang von der Lehrerin und Hobbyköchin zur Autorin

schaffte. Mühsam trainierte ich mir alle Gewohnheiten ab, die sich während einer knappen Dekade der gemütlichen, behaglichen Zweierbeziehung eingeschlichen hatten.

Um elf rief der Barman die letzte Runde aus. Katherine hatte sich schon vorher verabschiedet, weil sie wieder schwanger war. Sie hatte nichts davon gesagt, aber ich konnte es daran sehen, wie sie sich über die Pickles hermachte. Sie klaute den anderen die Gurkenscheiben aus den Burgern und bestellte zuletzt eine ganze Portion Cornichons. Während der Schwangerschaft mit Olive war sie nach stark gewürzten Speisen verrückt gewesen. Ich hatte sie gefragt, ob ihr Appetit auf Umami etwas mit der Namensgebung des Babys zu tun habe, was sie aber gar nicht lustig fand. In den letzten Jahren habe ich gelernt, was Schwangere und frischgebackene Mütter nicht hören wollen, und dazu zählen alle Fragen und Kommentare zum voraussichtlichen Namen des Babys. Eine Freundin redet gar nicht mehr mit mir, seit ich ihr – in bester Absicht! – erklärte, dass Beaux ein französischer Plural ist und sie ihren Sohn deswegen lieber Beau taufen sollte. Ich erfuhr erst danach, dass der Name schon eingetragen war. Eine andere nahm mir übel, dass ich gefragt hatte, ob der Name ihrer Tochter Camelia auf die Pflanze oder die Damenbinde zurückgehe. Am wenigsten konnten sie es leiden, wenn sie einem den Babynamen »im Vertrauen« enthüllten und man ihn später aus Versehen ausplauderte und die Schwangere über Umwege davon erfuhr.

Der schlimmste Patzer (und in derselben Liga wie jemanden nach seinem Alter fragen, in der Öffentlichkeit rülpsen oder das Messer ablecken) ist, wenn man eine offensichtlich schwangere Frau fragt, ob sie schwanger sei. Und wenn sie ihre Schwangerschaft dann endlich öffentlich macht, darf man auf keinen Fall sagen, man habe es längst gewusst. Das *hassen* sie. Sie brauchen die Theatralik der großen Offenbarung. Ich kann das verstehen, ehrlich, wahrscheinlich würde ich es nicht anders handhaben. Wenn man neun Monate lang keine Cocktails anrühren darf, muss man eben sehen, wo der Nervenkitzel herkommt. Deswegen nickte ich nur verständnisvoll und sagte nichts, als Katherine sich früh und mit der Ausrede verabschiedete, sie müsse am nächsten Morgen »das Auto in die Werkstatt bringen«.

Gegen zehn kamen erste Überlegungen auf, in einen rund um die Uhr geöffneten Klub in King's Cross umzuziehen, am lautesten durch den angehenden Tierarzt. Lola redete schon auf ihn ein und zwirbelte sich dabei die Haarsträhnen auf, aber als es dann Viertel nach elf war, machten alle einen Rückzieher. Eddie und Meera mussten den Babysitter ablösen. Ich gruselte mich an ihrer Stelle vor der unruhigen bis schlaflosen Nacht, die vor ihnen lag. Lola und der Tierarzt sagten, sie wollten in eine »Weinbar« umziehen, mit anderen Worten an einen schummrigen Ort, wo sie weitertrinken und Unsinn reden würden, bis einer den ersten Schritt machte und sie sich an einen Barhocker gelehnt aneinander reiben konnten. Ich hatte nichts

dagegen, denn ich war reif fürs Bett. Ich umarmte die letzten Gäste zum Abschied und versicherte ihnen, wie sehr ich sie liebte (ich war nicht mehr ganz nüchtern).

Zu Hause hörte ich mir die erste Hälfte meines aktuellen Lieblingspodcasts an, ein beschwingter Streifzug durch die Geschichte der Serienmörderin. Dabei schminkte ich mich ab, putzte mir die Zähne und benutzte sogar Zahnseide. Ich stellte meine neue alte Ausgabe der *Whitsun Weddings* ins Regal und den Chinesischen Geldbaum auf den Kaminsims und war ungewohnt und restlos zufrieden. An diesem Augustabend, während der ersten Stunden des zweiten Tages meines dreiunddreißigsten Lebensjahrs, fühlte es sich an, als wären alle willkürlichen Komponenten meiner Existenz vor langer Zeit entworfen worden, um sich just in diesem Moment zusammenzufügen.

Ich legte mich ins Bett und lud mir zum ersten Mal überhaupt eine Dating-App runter. Lola, eine Veteranin des Online-Dating, hatte mir Linx empfohlen (das Logo zeigte den Umriss einer schleichenden Wildkatze), weil es die höchste Erfolgsrate für Langzeitbeziehungen hatte und sich dort angeblich die meisten brauchbaren Kandidaten herumtrieben.

Ich füllte die »Ich über mich«-Seite aus. *Nina Dean, 32, Food-Journalistin. Wohnt in: Archway, London. Sucht nach: der Liebe und dem perfekten Rosinenbrötchen.* Ich lud ein paar Fotos hoch, und dann schlief ich ein.

Noch unspektakulärer hätte ich meinen zweiunddreißigsten Geburtstag nicht feiern können. Es war

die perfekte Art, das seltsamste Jahr meines Lebens
einzuläuten.

Erster Teil

»Unsere Vorstellungskraft ist verantwortlich für die
Liebe, nicht unser Gegenüber.«

Frei nach Marcel Proust

1

Meine Eltern hatten aus rein pragmatischen Gründen entschieden, in einem nördlichen Vorort von London zu wohnen. Wenn ich sie fragte, was sie bewogen hatte, East London zu verlassen, als ich gerade einmal zehn Jahre alt war, verwiesen ihre Antworten immer nur auf das Praktische: Es war dort ein bisschen sicherer, die Häuser ein bisschen größer, es war immer noch nah genug an der Stadt, es gab eine gute Verkehrsanbindung und gute Schulen. Über ihr Leben in Pinner sprachen sie wie jemand, der einen frühen Flug gebucht hat und deswegen ein Hotel in Flughafennähe braucht. Es war bequem, anonym und unkompliziert und erfüllte keinen Zweck, außer seinen Zweck zu erfüllen. Nichts am Wohnort meiner Eltern verschaffte ihnen zusätzliche Freuden oder Genüsse, weder die Landschaft noch die Geschichte des Ortes, auch nicht die Architektur, die Parks, die Gemeinde oder die Kultur. Sie lebten in einem Vorort, weil man dort alles fußläufig erreichen konnte. Sie hatten ihr Zuhause - und damit ihr Leben - um die Bequemlichkeit herumgebaut.

Als wir noch zusammen waren, hat Joe seine Herkunft aus dem Norden Englands oft gegen mich verwendet. Er hielt sich für den authentischeren Menschen, für bodenständiger und deswegen im Recht. Es gab nur wenig

an ihm, was ich noch unangenehmer fand als seine Art und Weise, die eigene Integrität an Yorkshire auszulagern und die harte Arbeit an der eigenen Person auf romantische Klischees von Bergleuten und Moorlandschaften abzuwälzen. Zu Beginn unserer Beziehung gab er mir das Gefühl, wir wären in unterschiedlichen Galaxien aufgewachsen, denn seine Mum war eine Friseurin aus Sheffield und meine eine Schulsekretärin aus Harrow. Aber als er mir zum ersten Mal sein Elternhaus zeigte, einen bescheidenen Dreizimmerbungalow in einem Vorort von Sheffield, begriff ich, wie sehr ich getäuscht worden war. Wenn ich nicht gewusst hätte, dass wir in Yorkshire waren, hätte ich geschworen, irgendwo in jenem Niemandsland zwischen London und Hertfordshire zu sein, wo ich aufgewachsen war. Kieselputz und Bleiglasfenster, wohin man auch sah. Joes alte Straße mit dem Wendekreis sah aus wie meine damals, ebenso die Häuser, und im Kühlschrank seiner Eltern lagerten die gleichen Joghurts mit Fruchtecke und das gleiche Aufbackbrot mit Knoblauchbutter. Er hatte ein ähnliches Fahrrad besessen wie ich und war an den Wochenenden durch Straßen mit den gleichen Hausfassaden und den gleichen roten Schindeldächern gefahren. Auch er war an seinem Geburtstag zu Pizza Express eingeladen worden. Aber nun war er aufgefliegen. »Komm mir nie wieder damit, wir kämen aus vollkommen unterschiedlichen Welten«, sagte ich auf der Rückfahrt im Zug zu ihm. »Tu nie wieder so, als wärst du der Typ aus dem Jarvis-Cocker-Song, der in eine

Frau mit langem Mantel verliebt ist. Du gehörst so wenig in dieses Lied wie ich in eins von Chas & Dave. Wir sind praktisch im selben Vorort aufgewachsen.«

In den letzten Jahren habe ich mich oft nach der vertrauten Vergangenheit gesehnt. Nach der Einkaufsstraße mit den ungewöhnlich vielen Zahnarztpraxen, Friseurläden und Wettbüros, wo es weit und breit kein cooles Café gab. Der lange Fußweg vom Bahnhof nach Hause. Die Frauen mit den immergleichen Bobs, die Männer mit der Halbglatze, die Teenies im Hoodie. Das völlige Fehlen von Individualität, die friedliche Kapitulation vor dem Alltag. Aus einem jungen Erwachsenen wird dort im Handumdrehen ein normaler Erwachsener. Meine täglichen Entscheidungen – welche Partei ich wählte oder welchen Internetprovider – bestätigten mir, wer ich *jetzt* war, aber wenn ich für einen Nachmittag in die Kulissen meiner Jugend zurückkehrte, war es wie eine kleine Zeitreise. Sobald ich in Pinner war, fühlte ich mich wieder wie siebzehn, und sei es nur für einen Tag. Dann konnte ich so tun, als wäre meine Welt klein, meine Entscheidungen ohne Folgen und die Möglichkeiten, die vor mir lagen, einfach grenzenlos.

Meine Mum öffnete mir die Tür, wie sie jedem die Tür öffnete – auf eine Weise, die deutlich machte, wie vielbeschäftigt sie war. Sie schenkte mir ein schiefes, zerknirschtes Lächeln und klemmte sich dabei den Telefonhörer zwischen Ohr und Schulter. »Sorry«, flüsterte

sie und rollte die Augen. Sie trug eine merkwürdige schwarze Hose – zu weich, um eine echte Hose zu sein, zu locker für Leggings und zu eng für einen Pyjama – und dazu ein graumeliertes T-Shirt und ihr persönliches Mindestmaß an Schmuck: dickes Goldarmband, schmale goldene Armreifen, Perlenohrstecker, eine goldene Panzerkette und den goldenen Ehering. Wahrscheinlich kam sie gerade von irgendeiner sportlichen Betätigung, oder sie war auf dem Weg dorthin. Seit ihrem fünfzigsten Geburtstag war meine Mutter verrückt nach Sport, hatte aber, soweit ich das sehen konnte, noch kein halbes Kilo abgenommen. Die postmenopausale Erschlaffung umgab ihren Körper wie eine zusätzliche Schicht, sie hatte ein kleines Doppelkinn, eine fleischige Taille und überschüssige Haut, die seitlich aus dem BH herausquoll und sich deutlich unter dem T-Shirt-Stoff abzeichnete. Außerdem war sie umwerfend. Umwerfend auf eine kuhäugige Art. Meine Mutter sah nicht gerade spektakulär aus, aber die meisten Menschen fanden sie auf eine natürliche und heimelige Weise anziehend; in der Hinsicht war sie wie ein Lagerfeuer, ein Strauß rosa Rosen oder ein Cockerspanielwelpen. Ihr espressobraunes dickes, zu einem Bob geschnittenes Haar schimmerte trotz der grauen Strähnen golden im Licht der IKEA-Flurlampe. Vom guten Aussehen meiner Mutter hatte ich so gut wie nichts geerbt.

»Ja, ja«, sagte sie in den Hörer und bedeutete mir hereinzukommen. »Super, ja, dann sehen wir uns nächste Woche zum Kaffee. Schick mir einfach die Uhrzeit, und ich

bringe die Tarot-Anleitung mit, von der ich dir erzählt habe. Nein, gar nicht, du kannst sie behalten, ich kann sie jederzeit bei QVC nachbestellen. Okay. Okay. Bis dann, mach's gut!« Sie beendete das Gespräch und umarmte mich. Dann schob sie mich von sich und musterte meinen Pony. »Das ist neu«, sagte sie wie beim Kreuzworträtsel, drei Buchstaben senkrecht.

»Ja«, sagte ich, stellte meine Handtasche ab und zog mir die Schuhe aus (alle mussten an der Tür die Schuhe ausziehen, hier wurde noch strenger kontrolliert als in der Blauen Moschee). »Hab ich mir vor meiner Party schneiden lassen. Ich dachte, damit könnte ich die zweiunddreißigjährigen Fältchen an meiner zweiunddreißigjährigen Stirn kaschieren.«

»Sei nicht albern«, sagte sie und schnippte vorsichtig gegen meine Haare. »Dafür braucht man keinen Mopp im Gesicht, sondern nur ein gutes Make-up.«

Ich lächelte, weder gekränkt noch belustigt. Ich hatte mich inzwischen daran gewöhnt, dass sie meine wenig weibliche Art enttäuschend fand. Wahrscheinlich hätte sie sich eine Tochter gewünscht, mit der man Urlaubskleidung shoppen und sich über den besten Primer austauschen konnte. Als ich ein Teenager war und Katherine regelmäßig zu Besuch kam, nötigte meine Mutter ihr ausrangierte Handtaschen und Modeschmuck auf. Die beiden wühlten im Schrank meiner Eltern wie zwei Mädchen im Kaufhaus. Als meine Mutter Lola zum ersten Mal sah, war sie auf der